

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

108. JAHRGANG

1960

4. HEFT

Einheit der Theologie im Seelsorger

Von Erhard Drinkwelder, St. Ottilien (Oberbayern)

Die Wurzel aller Theologie ist das Wort des Herrn: „Die Zeit ist erfüllt, nahegekommen ist das Reich Gottes. Bekehret euch und glaubt an die frohe Botschaft“ (Mk 1, 15). In der Väterzeit wird die frohe Botschaft in doppelter Hinsicht betrachtet. Der Theologie im engeren Sinne, das ist der Lehre von Gott und den drei göttlichen Personen, tritt die Lehre vom göttlichen Heilswirken in der Menschheit zur Seite. Aber es kommt noch zu keinem geschlossenen System. Die einzelnen Fragen werden mehr in Monographien behandelt. Später scheidet sich die Bearbeitung der theologischen Fragen in Biblexegese und in Ansätze zu spekulativer und systematischer Zusammenfassung. Glaubens- und Sittenlehre sind noch lange in einer groß angelegten Synthese zusammengefaßt. Ein mittelalterlicher Theologe ist sich bewußt, in seiner Person das gesamte Gebiet der Theologie zu beherrschen. Ihren Höhepunkt erhält die systematische Zusammenfassung in der theologischen Summe des hl. Thomas von Aquin. Dogma und Moral sind bei ihm klar geschieden, aber organisch miteinander verbunden. Wenn empfohlen wird, die Theologie im Sinne des hl. Thomas zu behandeln, so gilt es an erster Stelle, das gesamte Gebiet im Sinne seiner genialen Zusammenschau zu überblicken. Seit dem Konzil von Trient erweitert sich die Kluft zwischen Dogmatik und Moral, die zwar von den Theologiestudierenden zugleich studiert werden müssen, aber von verschiedenen Lehrern vorgetragen werden. Das Anwachsen des Stoffes und die Verfeinerung der Arbeitsmethoden führen immer mehr zur Spezialisierung in den Hauptfächern selbst. An sie schließen sich andere Fächer an, die zunächst außerhalb des theologischen Rahmens entstanden sind. Aus der Jurisprudenz löst sich im 12. Jahrhundert das Kirchenrecht und wird zu einem theologischen Fach. Hinzutreten seit der Reformationszeit historische, in der Neuzeit auch praktische Fächer, die sich wieder in verschiedene Zweige spezialisieren. Je komplizierter das theologische System wird, desto fremder wird es dem praktischen religiösen Leben. Mit dem christlichen Leben kann nicht dieses oder jenes Fach verbunden werden, sondern nur das Ganze der göttlichen Offenbarung. Das christliche Leben verläuft nicht systematisch, sondern eben lebendig. Als Durchgang zur praktischen Seelsorge ist wohl das systematische Studium der „Fächer“ notwendig, aber im Leben sind sie nicht zu einem System zusammenfaßbar. Das vermag auch keine noch so gründliche Enzyklopädie der theologischen Wissenschaft. Eher vermag es ein Grundbegriff, der

ebenso nahe dem Leben wie der Offenbarung steht. Vermutlich können verschiedene Grundbegriffe diese Einheit von Theorie und Praxis bewirken. Hier soll versucht werden, diese organische Einheit aus dem Begriff des „Heiles“ herzuleiten. Heil weist auf Gott, von dem es kommt; es weist auf Jesus, in dessen Namen allein Heil ist. Es weist auf den Menschen, dem das Heil zuteil wird, auf das Heil der Seelen, in dessen Dienst der Seelsorger steht. „Das Heil besteht in der Teilnahme an jener Existenzform, welche Christus im Durchgang durch den Tod und in der Auferstehung gewonnen hat, und in der darin begründeten Teilnahme am Dreipersönlichen Leben Gottes“ (M. Schmaus).

Sind wir einmal auf das Wort „Heil“ aufmerksam geworden, dann horchen wir auf, so oft es uns in der Liturgie begegnet, ebenso wie beim Wort „regnum“. Im Morgenlob jubelt das „Benedictus“: „Et erexit cornu salutis nobis.“ „Salutem ex inimicis nostris.“ „Ad dandam scientiam salutis plebi ejus.“ Vor dem Hintritt zum Altar beten wir: „Salutare tuum da nobis.“ Beim Offertorium flehen wir, Gott möge die „immaculata hostia“ annehmen, die wir darbringen, damit sie dem opfernden Priester und allen lebenden und verstorbenen Christen zum Heile gereiche für das ewige Leben. Wir opfern den „Kelch des Heiles“ für unser und der ganzen Welt Heil. Beim Einbruch der Nacht schauen wir dankbar auf den verflossenen Tag zurück und sprechen mit Simeon: „Meine Augen haben dein Heil geschaut, das du bereitet hast vor aller Völker Angesicht.“ Im Credo der Messe beten wir: „Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de caelis.“

Stellen wir den Heilsbegriff in die Mitte der Offenbarungstheologie und in die Mitte der Seelsorge, dann ergeben sich ungezwungen zwischen beiden drei Verbindungslinien: Heilswerk, Heilsbotschaft, Heilsaufgabe.

I. Heilswerk

Die übernatürliche Offenbarung ist keine in abstrakten Begriffen und Sätzen verkündete Lehre, sondern ein Werk, ein Tun Gottes, das nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift schon mit der Schöpfung des ersten Menschen beginnt, sich dann in der Geschichte des auserwählten Bundesvolkes fortsetzt, im Tod und in der Auferstehung Christi den Höhepunkt erreicht und mit dem Tode des letzten Apostels ausklingt. Die Antwort des Menschen auf diese Offenbarung ist nicht ein bloßes Hören, sondern ein Teilnehmen am Tod und an der Auferstehung Christi durch ein Tun. Daß dies möglich ist, ist ein Werk der göttlichen Liebe, die das Kreuzesopfer durch die stete Feier der Eucharistie mitten in die Gegenwart hereingestellt hat und stets wieder im heiligen Meßopfer gegenwärtig setzt bis zum Ende der Zeiten. Nicht der Lehrstuhl, sondern der Altar ist der Mittelpunkt des christlichen Lebens. Das fühlt besonders der Seelsorger. Der theologischen Schule ist er entwachsen, nicht aber dem Werk, das er täglich am Altare mit und für seine Gemeinde vollzieht.

Am Altar steht der Priester im Namen und Auftrag Christi, aber ebenso im Namen und Auftrag der Gemeinde. In ihm begegnen sich das Herabströmen der Gnade Gottes und das Hinaufsteigen der im Opfer betätigten

Selbsthingabe der Menschen. Wie das Kreuzesopfer weltweit war, dargebracht für das Heil der ganzen Welt, so ist auch jedes Meßopfer weltweit, selbst wenn es der Priester still in seinem Krankenzimmer feiert. Weil es ein Opfer der Kirche ist, so entspricht es seinem Sinn, daß auch Glieder der Kirche um den Altar herum versammelt sind. Ihren vollendeten Ausdruck findet die Zusammengehörigkeit der Gläubigen, wenn sie um ihren Bischof geschart an seinem Opfer in ihrer Weise teilnehmen; weil dies aber wegen der großen Ausdehnung der Diözesen nicht für alle möglich ist, auch dann, wenn sie am Sonntag zusammen mit ihrem für sie verantwortlichen Seelsorger, dem Pfarrer, die für sie und in ihrer gemeinsamen Meinung dargebrachte Pfarrmesse feiern und gemeinsam am heiligen Opfermahl teilnehmen. Da ist der Sinn der Opfergemeinschaft im heiligen Tun am deutlichsten ausgeprägt. Werden die bei der heiligen Kommunion ausgeteilten Hostien in der Kommunionmesse selbst konsekriert, so erreicht die Kommunion am besten ihre Darstellung als Opfermahl.

Das Studium der Kirchengeschichte läßt dem Seelsorger eine solche Auffassung und Durchführung des Heilswerkes im Meßopfer ganz natürlich erscheinen. Die spätere Entwicklung hat dazu geführt, die Kommunion losgelöst vom Meßopfer zu betrachten, die Kinder zu lehren, daß der im Tabernakel gegenwärtige Jesus zu ihnen komme. Man achtet nicht mehr darauf, ob der Priester der verantwortliche Seelsorger oder irgendein anderer ist. Man ist sich nicht mehr der Pfarrkirche und der Pfarrmesse bewußt. Dadurch verflüchtigt sich die Auffassung des im Meßopfer vollzogenen und gegenwärtig gesetzten Heilswerkes. An Stelle dessen tritt eine subjektive Frömmigkeit, die ihren Höhepunkt in der persönlichen Verbindung mit Jesus hat, ohne auf die nebenan Kommunizierenden Rücksicht zu nehmen und ohne an die Vereinigung auch mit ihnen — *communio* — zu denken.

Die Dogmatik weist auf die inneren Zusammenhänge zwischen dem *Corpus Christi mysticum* im heiligen Opfer und der mit Christus opfernden Gemeinde hin. Christus, das Haupt des Leibes, kann sich nicht getrennt vom Leibe und seinen Gliedern opfern. Die Glieder des Leibes können sich nicht opfern, ohne das Haupt mitzuopfern. So entsteht jene eigenartige, geheimnisvolle Verbindung zwischen der Selbsthingabe Christi und der der Gläubigen. Diese wäre ohne Verbindung mit Christus wertlos. Um sie wertvoll zu machen, ist eben Christus gekommen: *Propter nostram salutem descendit de caelis*. Das Heilswerk Christi lebt in der Kirche fort. „Die lebendige Mitte christlicher Religion ist das Opfer des Herrn, der es auf Golgotha dargebracht hat, und das täglich beim Herrenmahl der christlichen Meßfeier gegenwärtig gesetzt wird“ (Pascher).

Aus dem Opfer quillt die Kraft der Sakramente. Sie gehören notwendig zum Heilswerk. Sie sind nicht bloße Lehre, sie sind lebendiges Tun. Das Dogma und die Geschichte bemühen sich um ihr Verständnis. Ihre Verwirklichung vollzieht sich im christlichen Leben. Am Eingang zur Opfergemeinschaft steht die Taufe. Sie wird vollzogen. Die Kirchengeschichte zeigt die Wandlungen ihrer Form und aller mit dem Wesentlichen verbundenen Zeremonien. Die Gnadenlehre zeigt das innere Geschehen

bei der Taufe. Die Frage der Erbsünde, des Sündenfalls im Paradies bekommt ihre Antwort. Im Hintergrund steht die Schöpfungslehre. Die Traktate *De Deo creante et elevante, de sacramento baptismi*, die einschlägigen Kanones des Kirchenrechtsbuches und vieles andere treffen hier zusammen und lassen die Spendung der Taufe in einem Glanze erscheinen, wie ihn die Schultheologie mit ihren getrennten Fächern kaum ahnen läßt. Im Geschehen der Firmung prägt sich die Zugehörigkeit zur Diözese aus, wenn sie wirklich vom Diözesanbischof gespendet wird. Die Taufe bedeutet die Eingliederung in eine bestimmte Gemeinde der Diözese. Die heute so einfache Spendung des Bußsakramentes hat eine lange Geschichte der Entwicklung, die in den Traktaten *de poenitentia*, im Kirchenrecht und in der Dogmatik kaum gestreift wird. Der Seelsorger, der so viele Stunden der Spendung dieses Sakramentes widmet, wird erst nach Abschluß der Schultheologie, wenn es ihm die Zeit gestattet, in die Lage kommen, sich in das geschichtliche Werden seines täglichen Tuns zu vertiefen. Die Letzte Ölung ist im Sinne des Sakramentes ein heilkräftiges Tun, eine Hilfe, welche die Gemeinde ihrem kranken Mitbruder oder ihrer Mitschwester angedeihen läßt. Die Weihe des Lebensbundes im Sakrament der Ehe gehört auch zum Ganzen des Heilswerkes. Hier wird der Seelsorger sich nicht mit dem umfangreichen Eherecht begnügen, sondern im Sinne des Epheserbriefes auf ihren inneren Wesensgehalt eingehen. Die Handauflegung bei der Priesterweihe ist ein heiliges Tun, die Übertragung der Vollmacht, in der Teilnahme an Christus sein Heilswerk zu vollziehen. Vom Opfer und den Sakramenten strahlen die Sakramentalien das Gnadenwirken Gottes in Weihe und Segnung in alle Gebiete des Lebens aus. In feierlichen Prozessionen stellt sich die Kirchengemeinde als Gemeinschaft mit Christus dar, besonders in den eucharistischen Prozessionen.

Das Heilswerk wird nicht stumm vollzogen, sondern ist von heiligen Worten umrahmt, gleichsam in sie eingebettet. Dreifach sind die Formen des Wortes: Lesung, Gesang, Gebet. In der Lesung hören wir das Wort Gottes. Es ist etwas ganz anderes, das Wort Gottes in der Gemeinde zu hören, als für sich allein zu lesen. Der Seelsorger hat das Wort Gottes nicht nur vorzulesen, sondern muß es in der Predigt lebendig werden lassen. Das kann er nicht ohne fortgesetztes Studium der Bibelwissenschaft, das in den theologischen Vorlesungen nur begonnen werden konnte, sich aber erst im Leben auswirkt. Die Lesungen des Breviers führen den Priester zurück in die Gedankenwelt der Väter. Gern wird er sich gelegentlich mit Patrologie beschäftigen. Im Gesang erreicht das heilige Wort den größten Formenreichtum. Nach Pius X. haben Pius XI. und XII. aufgefordert, ja verlangt, sich um den kirchlichen Gesang anzunehmen.

Das Gebet ist als ein Teil des Heilswerkes dem geweihten Priester vorbehalten. Nur er spricht oder singt die Oration. Freilich, gerade beim Vollzug des Gebetes durch den Priester, ja schon bei der Lesung, wird der Abstand fühlbar: die Sprache des Priesters ist eine andere als die der Gemeinde. Sie soll mit ihrem „Amen“ das Gebet des Priesters bestätigen, ohne es verstanden zu haben. Übersetzungen können niemals die unmittelbare Verbindung mit dem gehörten Wort ersetzen, mögen sie von einem

Dolmetsch vorgetragen oder still aus dem Buch gelesen werden. Die Spannung, von der J. A. Jungmann S.J. beim zweiten Internationalen Kirchenmusikongreß in Wien 1954 gesprochen hat, ist unlösbar. Er sagt: Mit der doppelten Forderung „der aktiven Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst einerseits und dem Festhalten am ausnahmslosen Gebrauch des Latein andererseits war eine empfindsame Spannung angesetzt, eine Spannung, die früher oder später gelöst werden mußte“ (Kongreß-Bericht 1954, S. 195). Wie sich eine solche Lösung vollziehen könnte, ist nicht abzusehen. Mit der einfachen Übersetzung der Texte ist es nicht getan. Die lateinischen Formen haben eine so lange Entwicklung durchgemacht, vielfach sind sie gekürzt und vereinfacht worden, so daß eine bloße Wiedergabe der Texte im deutschen Sprachraum keine Verbindung mit dem Geist der Liturgie herstellen kann. Größer als die von der verschiedenen Sprache geschaffene Kluft ist der Abstand zwischen dem Beten und Singen des Klerus und der einfachen Gläubigen. Dem „Volk“ sind die Psalmen, ihr Gedankeninhalt, ihre Gebetsweise fremd. Obwohl der Priester wöchentlich alle 150 Psalmen betet, sind sie kaum in sein religiöses Leben eingedrungen; noch weniger in die Volksfrömmigkeit. Die deutschen Kirchenlieder werden vom Priester zur Förderung seiner eigenen Andacht kaum gesungen. Der allgemein im religiösen Volksleben gebrauchte Gebetsschatz ist überaus dürftig. Und doch mußte gerade die Einheit des Betens Priester und „Volk“ zusammenhalten und der Einheit der Theologie im Seelsorger entsprechen. Die Heilige Schrift vorzulesen, wie es in der Liturgie geschieht, entbehrt des Sinnes und der Wirkung, wenn die Zuhörer die Sprache des Vorgelesenen nicht verstehen.

Das ganze Heilswerk der Liturgie wird umschlossen von einem heiligen Raum, der Kirche. Hier kommt der Seelsorger in Berührung mit der Architektur, der Bildhauerei und Malerei. Das künstlerisch Wertvolle aus der Vergangenheit wird übernommen und gepflegt, das künstlerisch Wertlose wird allmählich ausgeschieden. An der Universität oder im Seminar hört der Theologe Vorlesungen über Kunstgeschichte. Es kann ihm nicht einfallen, sein vielleicht recht armseliges Kirchlein mit den Monumentalbauten aus Vergangenheit und Gegenwart zu vergleichen. Aber auch in der kleinsten und unscheinbarsten Kirche darf nichts ein künstlerisch geschultes Auge beleidigen, das gilt vom Bau und allem, was darin dem religiösen Leben dienen soll. Alle Werke der Kunst und des Kunsthandwerkes stehen im Dienste des großen Heilswerkes: Altar, Kanzel, Taufbecken, Beichtstuhl, Orgel, Kirchenbänke, Kirchenschmuck, Altartücher, Bilder, Statuen, Teppiche . . . Wenn man sagt, daß sich heute Kirche und Kunst begegnen, so begegnen sich Theologie und Kunstwissenschaft und schließen sich harmonisch zusammen.

II. Heilsbotschaft

Die Heilsbotschaft löst sich mehr und mehr vom Heilswerk ab, soweit sie nicht die Aufgabe hat, das Heilswerk zu erklären. Damit ist aber die Aufgabe der Heilsbotschaft nicht restlos erfüllt. Sie hat ihre eigene Aufgabe: den Heilsplan Gottes darzustellen, aus den Quellen der Offenbarung die

frohe Botschaft zu schöpfen und zu verkünden in Wort und Schrift. Das Charakteristische dabei ist, daß sie sich nicht in wissenschaftlichen Beweisen und apologetischen Ausführungen erschöpft. Botschaft wird nicht bewiesen, sondern verkündet, nicht mit der Autorität der Wissenschaft, sondern mit der Autorität der göttlichen Sendung.

Der Gegenstand der Botschaft kann kein anderer sein als der Gegenstand der Botschaft Jesu: die Königsherrschaft Gottes, die Basileia theou. Sie war der Hauptgegenstand der Predigt Jesu, ihr galt sein Sinnen und Trachten von der ersten Verkündigung bis zum Tode am Kreuze. Ihrer Erklärung widmet er die meisten seiner Gleichnisreden. Er stellt die Bedingungen zum Eintritt in die Königsherrschaft Gottes auf. Alle Menschen sind dazu eingeladen. Die Abweisung der Königsherrschaft Gottes bedeutet Tod und Verdammnis. Das Geheimnis der Königsherrschaft Gottes ist die Anteilnahme am Leben Gottes durch die Gnade.

Im Alten Testament wird das Kommen des Gottesreiches vorbereitet. Im Neuen Testament wird die Verheißung Wirklichkeit. Johannes der Täufer trat auf und predigte in der Wüste: „Bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe!“ (Mt 3, 2). Himmelreich ist die vom Himmel kommende Königsherrschaft Gottes. Als Johannes gefangen war, verkündete Jesus die frohe Botschaft Gottes. Er sprach: „Die Zeit ist erfüllt, nahegekommen ist das Reich Gottes. Bekehrt euch und glaubt an die frohe Botschaft“ (Mk 1, 15). Die Frohbotschaft von Gottes Königsherrschaft ist der Inhalt der Bergpredigt. Als die Scharen Jesus suchten und ihn festhalten und nicht weiterziehen lassen wollten, sprach er zu ihnen: „Auch den anderen Städten muß ich die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkünden; denn dazu bin ich gesandt“ (Lk 4, 43—44). Als sich Jesus nach der Rückkehr der Apostel mit ihnen zurückziehen wollte und den Weg nach der Stadt Bethsaida einschlug, strömte ihm das Volk nach. „Da nahm er sie freundlich auf und redete zu ihnen vom Reiche Gottes“ (Lk 9, 11). „Durch viele Beweise zeigte er ihnen nach seinem Leiden, daß er lebe; durch vierzig Tage erschien er ihnen und sprach zu ihnen vom Reiche Gottes“ (Apg 1, 3).

Das Reich Gottes kommt. „Dein Reich komme!“ beten wir im Vaterunser. Das Reich Gottes ist Gottes Geschenk, Gottes Tat. Der Mensch ist in der Königsherrschaft Gottes der Empfangende. Er kann und soll das Reich Gottes suchen und sich ihm aufschließen, aber schaffen kann er es nicht. „Suchet vielmehr sein Reich, und das andere wird euch dazugegeben werden. Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn eurem Vater hat es gefallen, euch das Reich zu geben!“ (Lk 12, 31—32). Seinerseits rüstet sich der Mensch zum Empfang und trachtet aktiv nach ihm. Die große Tat des Rufes zum Gottesreich und die Aufnahme in das Reich liegen bei Gott. Der Mensch aber kann die Berufung verscherzen. „Denn viele sind gerufen, wenige aber auserwählt“ (Mt 22, 14). „Ich sage euch aber, keiner von denen, die geladen waren, wird von meinem Mahle kosten“ (Lk 14, 24).

Die Königsherrschaft Gottes ist der höchste und entscheidende Wert des Lebens, der alle Werte in sich schließt. Dieser Schatz ist es wert, alles zu verkaufen und dafür diesen Acker zu kaufen. Die Königsherrschaft Gottes gleicht der kostbaren Perle, für die der Kaufmann sein ganzes

Vermögen hingibt (Mt 13, 44—46). Das Gottesreich ist das neue Sein in Christus, die Zeugung aus Gott, die Wiedergeburt. Allen, die das Licht aufnehmen, ist es verliehen, Kinder Gottes zu werden, weil sie aus Gott geboren sind (Jo 1, 12—13). „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Jo 3, 3). Von seiten Gottes ist alles bereit zum Kommen des Reiches. Seitens des Menschen bedarf es nur der Bereitschaft der Glaubenshingabe. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerem Gepränge, so daß man sagen könnte: Siehe, hier oder dort ist es. Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch“ (Lk 17, 20—21). Das Reich Gottes ist religiös und innerlich: Gemeinschaft und Leben mit Gott. Es ist der Inbegriff der Heilsgüter. Ein Samenkorn, dem Erdreich der menschlichen Seele übergeben, wächst es trotz aller Widerstände, die nicht fehlen: „Sooft einer das Wort vom Reiche hört und es nicht faßt, kommt der Böse und raubt, was in seinem Herzen gesät wurde“ (Mt 13, 18). „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Manne, der guten Samen auf seinen Acker säte. Aber während die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und ging davon“ (Mt 13, 24).

Mit der Verkündigung des Gottesreiches werden die Apostel betraut: „Sagt zu den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe!“ (Lk 10, 9). Das Reich ist aber nicht von dieser Welt. „Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so würden meine Diener kämpfen, daß ich nicht den Juden ausgeliefert werde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier“ (Jo 18, 36). Zu seiner vollen Entfaltung kommt es im Jenseits: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch seit Anbeginn der Welt bereitet ist!“ (Mt 25, 34).

Letztes Ziel des Menschen in der Königsherrschaft Gottes ist die endgültige Vollendung der Kindschaft Gottes. Im irdischen Leben wächst er hinein in die Existenzform, welche Christus im Durchgang durch den Tod und in der Auferstehung gewonnen hat. Das ist der irdische Anfang der Teilnahme am dreipersönlichen Leben Gottes, die im Jenseits ihre Vollendung findet. So ist es der Gedanke der Königsherrschaft Gottes, von dem auf alle theologischen Fächer helles Licht fällt. Aus allen wird der Prediger schöpfen, ohne sich an die Übersetzung lateinischer Schulausdrücke zu binden. Das ist eben die Aufgabe des heutigen Seelsorgers: die Botschaft Christi dem heutigen Menschen nicht in abstrakter Schulform, sondern in der ihm verständlichen heutigen Sprache zu verkünden. Es ist ein autoritatives Verkünden, kein schulmäßiges Lehren und Vortragen, wie es der Theologiestudierende im Hörsaal vernommen hat. Wort-Gottes-Verkündigung ist nicht die vereinfachte Wiederholung theologischer Vorlesungen. Mit göttlicher Vollmacht bekleidet, steht der Priester vor seiner Gemeinde.

Das Ethos der christlichen Predigt ist nicht „Verlangen“, sondern Schenken. Die erste Frage bei der Predigtvorbereitung heißt nicht: „Was werde ich heute von meinen Zuhörern verlangen?“, sondern: „Was kann ich ihnen aus dem unerschöpflichen Schatz der göttlichen Offenbarung heute darbieten?“ Es ist ja so wenig, was der Durchschnittschrist von der Offenbarung weiß. Da gilt es, in bunter Folge aus ihren Schätzen zu

erschöpfen. Die Antwort auf die Verkündigung ist nicht Wissen, sondern Glauben. Am fruchtbarsten ist die Predigt, wenn ein Prediger Gelegenheit hat, vor einer geschlossenen Gemeinde, die möglichst vollzählig Sonntag für Sonntag um die Kanzel versammelt ist, ein einheitliches Thema durchzuführen. Spricht er nur vor gelegentlichen, zufällig zusammengekommenen Zuhörern, die von Sonntag zu Sonntag wechseln, ist eine durchgreifende Behandlung bestimmter Themen nicht möglich.

Predigen heißt Zeugnis geben für Christus. Seine Art zu sprechen ist für den Prediger die beste Schule. Er spricht nicht nach gegliederten Fachgruppen, sondern aus dem Leben für das Leben. Dabei ist das letzte Ziel immer im Auge zu behalten, ohne die Zuhörer durch wörtliche Wiederholung bestimmter Phrasen und Ausdrücke zu ermüden. So sehr Christus die Predigt von der Königsherrschaft Gottes in den Mittelpunkt seiner Verkündigung stellte, so hat er dafür doch immer neue Worte und Bilder gefunden.

Bei der Verkündigung handelt es sich nicht so sehr um die in Worte gefaßten Sätze als um die Stimmung, welche der ganzen Predigt zugrunde liegt. Sie kann keine andere sein als die Stimmung des Evangeliums, also die der frohen Botschaft. Das Wort „froh“ darf nicht zu oberflächlich und einseitig oder gar diesseitig verstanden werden. Wohl handelt es sich um Freude, aber um die Heilsfreude, wie sie Maria in ihrem Magnifikat gesungen hat: „In Gott, meinem Heiland, jubelt mein Geist“ (Lk 1, 47). Spiritus-Pneuma ist der Träger der übernatürlichen Heilsfreude. Diese ist der Grundton des Evangeliums, der Heilsbotschaft. Auch die Bekehrungspredigt ist frohe Heilsbotschaft, ein Anruf der Barmherzigkeit Gottes zur Heimkehr des verlorenen Sohnes. Die Daseinsfreude über die Schöpfung, das Selbstwertgefühl, sich von Gott erschaffen und geliebt zu wissen und zu ewiger Freude berufen zu sein, breiten über die ganze Heilsbotschaft den Schleier der Freude und des Friedens. „Wohlan, steht fest, die Lenden umgürtet mit der Wahrheit, angetan mit der Gerechtigkeit als Panzer und beschuht für die Heilsbotschaft des Friedens“ (Eph 6, 14—15). Die Verkünder des frühen Christentums waren erfüllt von Heilsfreude. Friede, Freude, Hoffnung haben sie beseelt.

Unchristlich ist die Auffassung, die im Christentum nichts sieht als eine auf dem Gewissen lastende „Pflicht“, an der man festhalten muß, wenn man seine Seele retten will. So aufgefaßt, ist das Christentum Last und Bindung, die eher Mißbehagen als Freude erwecken. Und doch will Jesus, daß seine Freude in uns sei. Vielfach ist „gerade das eigentlich Christliche, das Übernatürliche am Christentum, der gnadenreiche Ratschluß Gottes, der die Menschheit in Christus an sich ziehen will zur innigsten Teilnahme an seinem eigenen seligen Leben, dem Blick völlig entschwunden. Das Christentum ist für so viele nicht Frohbotschaft, die man jubelnd aufnimmt, sondern drückendes Gesetz, dem man sich nur fügt, um dem Verderben zu entgehen. Es ist klar, daß die Seelsorge für die breite, äußere Zone dieser innerlich verarmten Christen wirklich zur schweren Sorge werden muß“ (J. A. Jungmann, Die Frohbotschaft und unsere Glaubensverkündigung, Regensburg 1936, S. 7). Leider wird oft genug der voll von Idealen aus dem Seminar kommende angehende Seel-

sorger von diesen „innerlich verarmten Christen“ in ihren Abgrund mitgerissen, statt daß er sie zur Höhe und zur Innerlichkeit des Christentums führte. Das geschieht nicht durch donnerndes Verurteilen der Laster, auch wenn sie tatsächlich vorhanden sind, nicht durch Drohen mit Gericht und Hölle, sondern nur durch zeitgemäße Verkündigung der Heilsbotschaft. Sie kann sich freilich nicht auf einzelne theologische Traktate beschränken. Sie muß das Ganze der Offenbarung vor Augen haben, um aus jedem Fach das herausgreifen zu können, was eben hier und jetzt notwendig ist, aber ohne je aus dem Rahmen der Heilsbotschaft zu fallen. Von den Kirchenvätern können wir lernen, was damit gemeint ist. Sie sind nicht besorgt um systematische Zusammenfassungen oder um logische Gliederungen oder gar Zersplitterungen. Ihr Blick geht immer auf das Ganze. Aus den Zitaten in den dogmatischen Lehrbüchern, die immer nur das herausgreifen, was eben jetzt für die aufgestellte These spricht, ohne den Kirchenvater in seinen Gesamtwerken und in seiner geistigen Entwicklung zu würdigen, gewinnt man kein Bild davon, wie die Kirchenväter in ihrer Zeit den Gläubigen die Offenbarung zugänglich gemacht haben. Sie sind die besten Lehrer für die Verkündigung der Heilsbotschaft, weil sie bei aller Behandlung des einzelnen das Ganze nie aus dem Auge verloren haben. „Darauf kommt es an, daß bei der Darlegung der Glaubenslehre immer wieder das Ganze aus den Teilen hervorscheine, daß aus ihrem Gefüge immer wieder der Heilsplan Gottes aufleuchte, mit dem er auf das Fragen der unruhigen Menschenseele erbarungsvolle Antwort gibt; und darauf, daß diese Schau des Ganzen in die Seele der Hörer eingehe, als neues Licht und als treibende Kraft für die christliche Gestaltung des Lebens“ (J. A. Jungmann, ebd. S. 17).

III. Heilsaufgabe

In der christlichen Gestaltung des Lebens besteht die Heilsaufgabe. Ihre Eigenart besteht darin, daß es nicht eine einfache Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ist, sondern ein Zusammenwirken von göttlicher Gnade und menschlicher Mitarbeit. Das Primäre ist die Gnade. Sie wirkt aber nicht wie einer, der die Fäden von Marionetten in der Hand hält und die Figuren nach seinem Willen spielen läßt. Die Gnade Gottes wendet sich an den freien Menschen. Wie das geschieht, bleibt zwar ein undurchdringliches Geheimnis. Aber der Seelsorger wird da eine viel tiefere Einsicht gewinnen, als ihm die Schule geboten hat.

Das christliche Leben baut sich auf in der Vereinigung von subjektiven und objektiven Prinzipien, die einander begegnen. Nach der Begegnung scheiden sich die Wege zum ewigen Leben oder zum ewigen Tod. Das Subjekt des christlichen Lebens ist der geschaffene Mensch, so wie er ist, mit seiner Kraft und seiner Schwäche. Durch die Erbsünde ist die Natur nicht vernichtet. Die erste Antwort an den Schöpfer des zum Denken erwachten Menschen ist die Daseinsfreude, die Dankbarkeit, von Gott geschaffen zu sein. Die vom Neuplatonismus stammende Idee einer Minderwertigkeit des Leibes gegenüber dem Geist ist heute weithin überwunden. Auch der Leib ist von Gott geschaffen und gut, gottgewollt

und nicht die Brutstätte der Sünde. Durch die Verbindung von Leib und Seele trägt der Mensch in sich, ob er will oder nicht, die mit seiner Natur gegebenen Triebe: den Trieb der Selbsterhaltung, den Trieb nach Besitz, nach Anerkennung, nach Macht, nach Wissen, nach Liebe und nach Fortpflanzung seines Lebens in der Nachkommenschaft. Nicht der geschlechtslose Mensch ist von Gott gewollt. „Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer sie von Anfang als Mann und Weib schuf und sprach: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und beide werden ein Leib sein? So sind sie dann nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was also Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen“ (Mt 19, 4—6).

Gott wendet sich an die Liebeskraft des Menschen. Er sucht seine Liebe, er wirbt um seine Liebe, ja er verlangt seine Liebe. Das könnte er nicht tun, wenn er nicht in das Menschenherz die Fähigkeit zu lieben und die Sehnsucht nach Liebe gelegt hätte. Pflege des Gemütes und des Körpers ist nicht das Höchste, was der Mensch zu leisten hat, aber das erste, die Grundlage für alles Weitere, was Gott schenkt. Und er schenkt viel, mehr, als der Mensch fassen und verstehen kann. Aus dem Heilswerk der Bagnadigung und aus der Wiedergeburt erblüht das neue übernatürliche Leben, auf das der Mensch von Natur aus keinen Anspruch hat. Wieder sind es die einschlägigen Traktate der Dogmatik, aus denen sich der Seelsorger über dieses neue Leben aus der Wiedergeburt unterrichten wird, jetzt unter der Rücksicht, wie alle die Gottesgaben nach Entfaltung und Vollendung drängen.

Der Mensch steht nicht allein da als isolierte Monade. Von Geburt an steht er in der Gemeinschaft der Familie, auf jeden Fall in Gemeinschaft mit seiner Mutter, mag auch die Familie unglücklich und zerrissen sein. Er steht in der Gemeinschaft seines Volkes und seines Staates von Geburt an. Er steht in einer bestimmten geschichtlichen Stunde, er ist arm oder reich. Wir sind gewohnt zu denken, daß der Neugeborene auch schon in seine Religion und Kirche hineingeboren wird. Das geschieht aber nicht durch die Geburt, sondern durch die Wiedergeburt. Im Leben tritt dann der junge Mensch in Verbindung mit der Schule in irgendeiner Form und schließlich steht er im Beruf. Das alles sind „Taleute“, die ihm geschenkt sind, die er aber nicht im Schweißstuch vergraben darf, sondern für deren Verwaltung er dem Herrn Rechenschaft schuldig ist.

Ohne Zutun des Menschen stehen ihm die objektiven Prinzipien gegenüber. Es ist das Milieu, die Umwelt, die ihn umgibt und die ihn fortwährend formt. Sie wirkt auf den Menschen ein, so daß es manchmal schwer ist, die Grenzen zwischen Subjektiv und Objektiv zu bestimmen. Der einzelne spricht eine Sprache, er lernt aber in einer Umgebung, welche diese Sprache spricht und lehrt. Die Kulturgüter, die Werke von Kunst und Wissenschaft stehen fertig da und sind ein Erbe der Vergangenheit, aber auch eine Aufgabe für die Gegenwart, ebenso die Werke von Industrie und Technik. Nichts ist im Aufbau des Lebens überflüssig. Das religiöse Leben steht nicht neben dem Profanen, sondern durchdringt es. Der religiöse Mensch faßt seine profanen Aufgaben ganz anders auf als der allem religiösen Leben Fernstehende.

Über allem steht das „Gesetz“. Seine Wurzel liegt in der *Lex aeterna*, dem ewigen Urgesetz, das im Wesen und in der Weisheit Gottes begründet ist. Aus ihm leitet sich das Naturgesetz ab, in weiterer Ausstrahlung das positive göttliche Gesetz im Alten und Neuen Bund, schließlich das menschliche Gesetz, gegeben von Kirche und Staat. Zur Lösung der Heilsaufgabe dienen die Gesetze nur, wenn sie nicht starr für sich allein isoliert betrachtet und erfüllt werden, sondern wenn hinter ihnen immer der Gesetzgeber geschaut wird. Der Mensch hätte keine Gewalt, Gesetze zu geben, wenn sie ihm nicht von Gott verliehen worden wäre. Der große Irrtum war der Ruf: „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muß er sterben!“ Weil in der Auffassung der Heilsaufgabe alle Gesetze in Gott begründet sind und weil Gott wesenhaft die Liebe ist, darum sind alle Gesetze Ausfluß der Liebe Gottes. Im besonderen gilt das von den kirchlichen Gesetzen, vom gesamten Kirchenrecht, das für den Seelsorger im Dienst der Seelsorge steht. Die christliche Auffassung beschäftigt sich nicht mit der „Todeslinie“, wie weit man das Gesetz umgehen oder umdeuten kann, ohne zu sündigen. Sie ist überzeugt, daß es notwendig ist, das ganze Gesetz zu erfüllen. Nichts ist klein und unbedeutend, was als Wille Gottes erkannt wird.

Die Begegnung der subjektiven Kräfte und der im Gesetz ausgeprägten objektiven Bindungen erfolgt im Gewissen. Die Stimme des Gewissens entscheidet durch den Gewissensspruch: Du darfst, du sollst, du darfst nicht. Im Gewissen trennen sich die Wege der Lebensgestaltung: Wer nach seinem Gewissen handelt, geht den Weg des Lebens, wer gegen sein Gewissen handelt, geht den Weg des Todes. Es ist unmöglich, der Forderung des eigenen Gewissens zu folgen und dabei den Weg des Todes zu gehen. Es ist ebenso unmöglich, gegen sein Gewissen auf dem Weg des Lebens zu wandeln. Das Ziel beider Wege ist einander entgegengesetzt. Der Weg des Lebens führt zum ewigen Leben, der Weg des Todes zum ewigen Tode, der eine zum Himmel, der andere zur Hölle. Beide Wege sind eschatologisch ausgerichtet. Darum ist die Moraltheologie ohne Eschatologie unvollständig, und die Eschatologie ohne Darlegung der christlichen Lebensgestaltung oder deren Versagen entbehrt der notwendigen Voraussetzungen.

Die altchristliche Literatur liebte es, die Forderungen des christlichen Lebens unter dem Bild der zwei Wege darzustellen. Schon Simeon im Tempel sah die beiden auseinandergehenden Wege: „Dieser ist zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel bestimmt, zum Zeichen des Widerspruches“ (Lk 2, 35). Jesus kennzeichnet die beiden Wege: „Weit ist die Pforte und breit ist der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die ihn gehen. Wie eng aber ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden“ (Mt 7, 13–14). Ihn zu finden und zu gehen, ist die Hauptaufgabe der Seelsorge; andere auf diesen Weg zu führen, ist die Aufgabe des Seelsorgers. Paulus schildert die Früchte, welche längs des Lebensweges reifen: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Vertrauen, Sanftmut, Keuschheit“ (Gal 5, 22–23). Demgegenüber stehen die Kennzeichen der verfehlten Lebensaufgabe: „Die Werke des Fleisches sind offenkundig: Unzucht, Unreinheit, Aus-

schweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Mißgunst, Zorn, Rechthabereien, Entzweigungen, Spaltungen, Neid, Mord, Zehen und Prassen und dergleichen“ (Gal 5, 19—21). Auch in den anderen Briefen spart Paulus nicht mit Aufzählungen der zum Tode führenden Laster: 1 Kor 5, 11; 6, 9—10; 2 Kor 12, 20—21; Eph 4, 31; 5, 3—4; Kol 3, 5.8; 1 Tim 1, 1—9; 2 Tim 3, 2—5.

„Zwei Wege sind es“, sagt die Lehre der Zwölf Apostel, „einer zum Leben und einer zum Tod; der Unterschied aber zwischen den beiden Wegen ist groß. Der Weg des Lebens nun ist dieser: erstens sollst du deinen Gott lieben, der dich erschaffen hat, zweitens deinen Nächsten wie dich selbst. Alles aber, von dem du willst, daß man es dir nicht tue, das tue auch keinem anderen . . . Der Weg des Todes aber ist schlecht und voll Fluch.“ Der Barnabas-Brief schildert beide Wege als Wege der Lehre und der Macht, als Wege des Lichtes und der Finsternis: „Der Unterschied zwischen den beiden Wegen aber ist groß. Auf dem einen nämlich sind aufgestellt lichttragende Engel Gottes, auf dem anderen aber Engel des Teufels. Und jener ist Herr von Ewigkeit zu Ewigkeit, dieser aber ist der Fürst dieser gegenwärtigen gottlosen Zeit.“ Barnabas-Brief wie Didache ergehen sich dann in breiter Aufzählung von Tugenden und Lastern. Ein geschlossenes System wird dabei nicht verfolgt, alles wird aus der Beobachtung des Lebens in der Umwelt geschöpft. Das ist die Moraltheologie des Seelsorgers. Nicht aus Büchern lernt er Tugenden und Laster kennen, sondern im Leben seiner Gemeinde. Er mag dann am Maßstab der Schultheologie beurteilen und messen, aber über den schönen Aufzählungen der Bücher darf er das bunte Spiel des Lebens nicht übersehen.

Der Seelsorger hat nicht nur an der christlichen Lebensgestaltung des einzelnen mitzuwirken, sondern auch an der Gestaltung der christlichen Gemeinschaft. „Um eine christliche Gemeinschaft zu gestalten, muß man von der Wesenstiefe christlicher Religion ausgehen, muß die Mensch lehren, aus dieser Tiefe zu leben und zu denken. Wo der Mittelpunkt der christlichen Religion ist, da muß das Herz dieser Menschen sein. Dann kann die Einheit des Lebens so stark werden, daß aus der Tiefe auch die Einheit einer wirklichen Gemeinschaft aufwächst und daß diese Gemeinschaft sich in ungeahnter Fruchtbarkeit auswirkt. Die lebendige Mitte christlicher Religion ist das Opfer des Herrn, das er auf Golgotha dargebracht hat und das täglich beim Herrenmahle der christlichen Meßfeier gegenwärtig gesetzt wird“ (Pascher). So erwächst die Heilsaufgabe aus dem Heilswerk.

Der Weg des Heiles führt nicht immer nur knapp neben der Todeslinie vorbei. Wer ihn geht, starrt nicht immer in den Abgrund der Todsünde und in das Gestrüpp der läßlichen Sünden. Er schaut aufwärts zur Gnade, die ihn führt, und vorwärts zum Ziele, das ihm die Heilslehre zeigt. Beginnend mit der schlichten Pflichterfüllung, steigt der Weg an von Tugend zu Tugend. Die Geneigtheit zum sittlich Guten wird stärker und stärker. Mehr und mehr wird das ganze Leben des einzelnen und der Gemeinschaft von der christlichen Agape durchdrungen. Auf die Liebestat Gottes antwortet der Mensch mit Glauben, insofern die Liebe Gottes das große

Mysterium des Christentums darstellt, mit Hoffnung, insofern sich Verlangen und Vertrauen verbindet, mit Liebe, insofern die Wiedergeburt ein Werk der Liebe Gottes ist und die Liebe alle Kräfte des Menschen in den Dienst Gottes stellt. Das Wachstum der Liebe hat keine Grenzen, bis es zur himmlischen Liebe reift. Agape ist der Inbegriff der Gegenleistung des von Gott Geliebten, des beschenkten Gotteskindes an den schenkenden Vater. Sie ist das Kennzeichen, an dem alle erkennen können, ob eine Gemeinschaft aus Christus-Jüngern besteht, wenn sie Agape zueinander haben und besonders zu allen Hilfsbedürftigen. Bloße Gesetzlichkeit, Formalismus, Heuchelei, Scheinfrömmigkeit, Selbstsucht sind dem Christentum fremd. Entscheidend ist die Gesinnung und innere Absicht. Alles kommt auf das Motiv an.

Der Weg des Todes beginnt bei der Gelegenheit zur Sünde, wenn sie zur nächsten Gelegenheit und zur Versuchung wird. Die erste Stufe der Sünde ist die läßliche. Stufe um Stufe führt der Todesweg in die Sünden: die sündhafte Gewohnheit, das Laster, das Verbrechen und schon von der schweren Sünde an in den ewigen Tod. Der Seelsorger hat in seiner Gemeinde solche, die den Weg des Lebens gehen, und solche, die den Todesweg eingeschlagen haben. Beiden soll er helfen. Wer den Lebensweg wandelt, ist nicht sicher der Beharrlichkeit bis zum Ende; die den Todesweg wandeln, sind noch nicht verloren, solange sie noch fähig sind, die Gnade Gottes aufzunehmen, um sich zu bekehren. Einen „Fall“ in die Sünde gibt es am Lebensweg im eigentlichen Sinne nicht, denn die Sünde ist immer freiwillig und niemals ein Fall. Die Bekehrung ist die Heimkehr des verlorenen Sohnes zum himmlischen Vater, der wartend dem Heimkehrenden entgegensieht. Im Bereiche des Seelsorgers vollzieht sich die Bekehrung im Bußsakrament. Doch nicht jede Beichte ist mit Bekehrung verbunden. Es gibt auch Andachtsbeichten und Gewohnheitsbeichten, denen keine durchgreifende Lebensänderung wie bei einer wirklichen Bekehrung folgt. Dieses Zusammentreffen der objektiven und subjektiven Prinzipien im Gewissen und die davon ausgehenden beiden Wege bis zu ihrem Ziele können dem Seelsorger dienen, das christliche Leben seiner Gemeinde zu beurteilen und zu gestalten. So werden die Fragen, welche die Moraltheologie als „*principia*“ behandelt mit dem praktischen Leben, mit den einschlägigen Traktaten der Dogmatik und mit der liturgischen Darstellung des Heilswerkes verbunden.

Wie sich die Prinzipien im Leben und seinen Bereichen auswirken, zeigt theoretisch in systematischer Darstellung die spezielle Moraltheologie, praktisch das Leben selbst, das immer dahinfließt, Altes überwindet, Neues heraufkommen läßt. Einseitig ist es, das christliche Leben nur nach den sittlichen „Akten“ zu betrachten und zu beurteilen. Mehr als auf Akte, seien es auch vollendete „*actus humani*“, kommt es auf die ihnen zugrunde liegenden Gesinnungen an. Triebleben und Stimmungen üben auf die Lebensführung einen größeren Einfluß als einige isoliert betrachtete Akte. Heute ist es üblich, wenn auch nicht ausschließlich, die spezielle Moraltheologie an den Dekalog anzuknüpfen. Dabei muß freilich manches mit einer gewissen Gewalt in den Rahmen des Dekalogs gepreßt werden. Es kann auch nicht alles nur unter dem Gesichtspunkt

der Sünde, schwerer und läßlicher, behandelt werden. Moral ist Lebensmoral, nicht Beichtmoral. Es darf auch nicht zu einseitig auf die Lebensformung des einzelnen gesehen werden. Auch Dinge, die den einzelnen betreffen, wie der Beruf, sind nur im Zusammenhang mit den Gemeinschaften zu verstehen, in denen und für die der Beruf ausgeübt wird. Einseitig ist es auch, nur von Pflichten zu sprechen: Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten. Eine solche Grundauffassung wird dem Ethos des christlichen Lebens nicht gerecht. Die seelsorgliche Betreuung nimmt, wenn sie der natürlichen Entwicklung folgt, ihren Ausgang von der Familie, die wieder in sich nichts Starres ist, sondern die Abfolge der Generationen verkörpert. Alles Starre, wie es in den Büchern vorgetragen wird, erfaßt nicht das unaufhörlich dahinfließende Leben. Den Seelsorger kann es nicht befriedigen, wenn dem Schulkind mechanisch eine Fülle von Definitionen eingeprägt wird, die es wohl nachsprechen, aber nicht verstehen kann. In der Lehre von der Sünde wird weithin die heutige Kinderpsychologie kaum beachtet. Die Bedingungen zur Todsünde sind den verschiedenen Altersstufen anzupassen. Zum Begehen einer wirklichen Todsünde ist doch eine gewisse Reife des Jugendlichen notwendig, und man wird in der praktischen Seelsorge darüber nachdenken, ob Stelzenberger recht hat, der meint, ein normales Kind sei vor seinem zwölften Lebensjahr zu einer Todsünde gar nicht fähig. Kirche und Staat, in denen die Familie lebt, wirken zusammen zur Formung des jungen Menschen in Schule, Betrieb, Lehre, Arbeitsplatz. Erst unter diesen Voraussetzungen lassen sich die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch richtig verstehen. Von da aus ergibt sich der Einblick in die Verwirklichung der sittlichen Werte im Leben des einzelnen. Die meisten Werte stehen ja ohnehin in Beziehung zum Nächsten, wie Wahrheit, Treue, Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft, Ehre, Reinheit, Stellung zum Geschlechtsleben. Es ist ja ganz gut, einmal diese Fragen in ihrer systematischen Zusammenstellung zu untersuchen; das Leben würfelt alle Werte und alle Stellungnahmen durcheinander. Es braucht im Seelsorger ein wachsames Auge, um die verschiedenen Seiten in der christlichen Sittlichkeit eines Menschen richtig zu beurteilen. Es wäre eine harmlose Vereinfachung, zu glauben, daß der einfache, nicht besonders geschulte Gläubige auf Grund seines Beichtspiegels imstande wäre, wirklich sein Seelenleben klar erkennen und darstellen zu können. Im weltlichen Gericht werden ganz bedeutungslose Prozesse über Lappalien geführt mit einer Genauigkeit, die wichtigeren Sachen würdig wäre. Da, wo es sich um die Heilsaufgabe handelt, bedarf es noch einer viel größeren Sorgfalt.

Sichere Grundsätze zur Durchführung der Heilsaufgabe in der heutigen Zeit enthalten die umfangreichen Bände mit den Ansprachen des verstorbenen Hl. Vaters Pius XII. an die verschiedensten Berufsstände. Sie zeigen, wie die ewig gültigen Wahrheiten der Offenbarung auf die Gegenwart anzuwenden sind.